









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 67.

Elbing, den 20. März.

1895.

## Aus Irrung genesen.

Erzählung von Frances Burnett.

Autorisirte deutsche Bearbeitung.

Nachdruck verboten.

5)

Die große „Sonnabend-„Reinigung“ war soeben beendet, und Murdoch fand die kleine Küche in strahlender Sauberkeit. Der reinlich gefegte Fußboden war so glänzend fleckenlos, wie ihn Sand und Thon nur immer zu machen vermochten, die messingenen Herdbeschläge und die zinnernen Töpfe blinkten und blitzten, ein lustiges Feuer flackerte im Kamin, und auf einem Schemel neben dem Herd saß Jenny, in eine Schürze ihrer Mutter eingehüllt, und las voll Eifer mit lauter Stimme in einem Buch.

„Oh je!“ rief sie aus; „Sie sind's — und ich kann mich kaum sehen lassen. Ich hatt' mich eben hingesezt, um 'n bisschen auszuruben. Ich habe den ganzen Tag mit Reinmachen zu thun gehabt und war eben damit fertig geworden.“

„Oh, das macht nichts aus“, sagte Murdoch; „das ist ja ganz gut so.“

Er sah sich nach einem Platz um, wo er seine Beine in Ruhe ausstrecken könnte, ohne befürchten zu müssen, der fast beängstigenden Reinheit des Fußbodens Eintrag zu thun.

Endlich fand er einen solchen Platz auf einem mit buntem Kattun überzogenen Sopha, auf dessen äußerster Ecke er sich niederließ, dabei trotz Jenny's höflichen Protestirens immer Bedacht nehmend, den Fußboden nur mit den Absäzen zu berühren.

„Sein Sie doch nicht so ängstlich wegen des Fußbodens“, sagte sie; „das ist gar nicht nöthig. Machen Sie sich's nur ganz bequem.“

„Oh, ich sitze hier ganz gut“, antwortete Murdoch mit ruhiger Festerkeit. „Mein Platz ist bequem genug. Was lesen Sie denn soeben?“

Jenny nahm mit augenscheinlichem Behagen wieder auf ihrem Schemel Platz und erwiderte mit der Milde freundschaftlicher Vertraulichkeit:

„'s ist 'n Buch, das ich von der Broxtoner Sonntagschule bekommen habe; 's sind die Mem — mem — m — waren — — —“

„Die Memoiren“, berichtete Murdoch.

„Die Mem waren von Mary Gibbs.“

Unglücklicher Weise war Murdoch mit der Broxtoner Sonntagschul-Literatur nicht hin-

länglich vertraut. Er zog sein Gedächtniß zu Rathe, aber ohne Erfolg.

„Ich glaube, ich habe davon noch nichts gehört“, war der Schluß, zu welchem ihn sein Nachsinnen endlich führte.

„Wirklich nicht? Nun, 's ist 'n hübsches Buch und 's sind 'ne Menge mehr solcher Bücher in der Bibliothek — alle über Schüler von der Sonntagschule, die die Schwind sucht hatten oder so 'was und den Beuten immer aus der Bibel 'was vorgelesen haben und gestorben sind. Sterben thun sie alle.“

„Oh“, sagte Murdoch in zweifelndem, aber keineswegs spöttischen Ton, „'s ist also wohl keine heitere Geschichte, wie?“

Jenny schüttelte mit einem Ausdruck unjugendlicher Resignation den Kopf.

„Ach nein! lustige Geschichten stehen in keinem von den Büchern, aber sie sind hübsch zu lesen. Dies hier nun — die Frau hat 's Asthma und 'ne Krankheit am Bein, und sie kannte die ganze Bibel auswendig von vorn bis hinten, und 's Gesangbuch dazu, und sobald sie 'mal ahmen konnt' vor ihrem Asthma, da sang sie die ganze Zeit und sagte den Beuten, wenn sie nicht hingingen und thäten desgleichen, da kämen sie in die feurige Hölle, wo's Feuer nicht erlischt und die Gluth nicht aufhört.“

„Das kann für Ihre Freundinnen nicht sehr angenehm gewesen sein“, ließ sich Murdoch vernehmen. Aber es lag dabei nichts Spöttisches in seinem Ausdruck oder im Ton seiner Stimme. Er schaukelte sich ernsthaft auf der Lehne des harten, kleinen Sophas und blickte ihr mit forschender Theilnahme ins Gesicht.

„Wo ist Ihre Mutter?“ fragte er dann.

„Sie ist zur Bestraße gegangen; 's ist da heut 'ne Versammlung von Müttern, und da ist sie hingegangen und hat's Kleinstes mitgenommen. Die übrigen Kinder spielen draußen vor'm Hause.“

Er warf einen Blick zur Thür hinaus.

„Das — das sind sämmtlich Ihre Geschwister?“ fragte er in starrem Erstaunen.

„Freilich sind sie das — die da Alle. Ach ja“, fuhr sie mit einem tiefen Athemzuge fort; „'s ist doch 'ne ganze Schar, nicht wahr? 's sind ihrer elf, und ich hab' sie beinah alle gepflegt und gewartet.“

Er wandte seine Blicke wieder zur Thür.

„Es scheinen sehr Viele zu sein“, bemerkte er. Sie müssen da eine gewaltige Arbeit gehabt haben.“

„Ja, die hab' ich auch gehabt. Ich hab' manchmal gewünscht, ich wär' ne reiche Dame. Da ist zum Beispiel jetzt die Tochter von Ffrench; ach, ich möcht' wohl an deren Stelle sein.“

„Ich habe von der Dame noch nie etwas gehört. Wer ist sie und weshalb möchten Sie gerade an ihrer Stelle sein?“

„Weil sie so hübsch ist. Aber sie ist so stolz und sieht immer so aus, als wenn sie glaubte, jeder Andere wär' gar nichts. Ich hab' Frauen gesehen, die vornehmer waren als sie, und mehr Kleider über 'nander trugen, aber ich hab' gar niemals so 'ne stolze Dame gesehen, wie die ist.“

„Ich hab' sie erst einmal gesehen. Sie kam hlerher mit ihrem Vater zwei oder drei Wochen, eh' er mit ihr ins Ausland ging, und wurde eines Tages vom Regen überrascht und trat hier bei uns 'n bischen unter. Sie ließ ihr Taschentuch hier liegen und Mutter hat's noch jetzt. 's ist fast ganz aus Spitzen. Wollen Sie's 'mal sehen?“

„Ja“, erwiderte Murdoch, der es fast wie ein Unrecht empfand, daß er seiner kleinen Freundin nicht die gleiche Begeisterung entgegenzubringen vermochte. „Ich — ich möcht's wohl einmal sehen?“

Aus der Tiefe einer Schublade, die sie mit gewaltiger Kraftanstrengung und mit Mühe im Gleichgewicht sich erhaltend, öffnete, zog Jenny einen in ein altes Stück Leinwand eingeschlagenen Gegenstand hervor. Diesen brachte sie ihrem Gast und nachdem sie die Stednadeln gelöst hatte, zeigte sie ihm das Taschentuch.

„Sie können's 'mal anfassen und daran riechen“, erlaubte sie ihm gnädig. „'s ist was Wohlriechendes d'rauf.“

Murdoch nahm das Tuch in die Hand, kaum wissend, was er sonst hätte thun sollen. Von Frauen und ihrem Puz verstand er nichts. Er betrachtete ernsthaft das duftende, mit Spitzen besetzte Watstuch und las in einer Ede in seiner und zierlicher Schrift den Namen „Rahel Ffrench“. Dann gab er es Jenny zurück.

„Ich danke Ihnen“, sagte er; „es ist sehr hübsch.“

Jenny trug das Tuch wieder an seinen Platz, vielleicht mit einem leisen, inneren Zweifel, ob Murdoch wohl nach Gebühr das Tuch gewürdigt habe, aber zugleich auch mit einer ihre Empfindlichkeit milderen Erinnerung an die Weise der „Mannsleute.“ Als sie wieder zu ihrem Schemel zurückkam, sprang sie auf einen anderen Gegenstand über.

„Wir haben leztlich wieder Aerger gehabt“, sagte sie. „Nun, ich hab's freilich meiner Tage dergleichen genug gehabt.“

„Was hat denn nun wieder Aergeriß gegeben?“ fragte Murdoch.

„Vater. Der ist's immer. Er ist in schlechte Gesellschaft gerathen und hat sich wieder 's Trinken angewöhnt. 's scheint, als wenn weder

Mutter noch ich ihn davon abhalten können, und wir haben ihm doch oft genug gesagt, daß Saworth ihn entlassen wird. Saworth wird doch gewiß sein Trinken nicht ruhig mit ansehen und die schlechte Gesellschaft, mit der er verkehrt. Ich selbst würd's auch nicht thun.“

„Was ist denn das für eine Gesellschaft, mit der er verkehrt?“

„Ach“, erwiderte sie mit der Miene des Unwillens, „so 'ne Gesellschaft von dummen Leuten, die immer vor'n Wirthshäusern 'rumstehen und über die Meister schimpfen und über den Lohn, den sie kriegen. Und Vater ist auch so dumm, und glaubt Alles, was er hört, und 's fällt ihm gar nicht ein, 'mal selbst drüber nachzudenken. Ich hab' schon immer nach ihm sehen müssen seit meinem vierten Jahr.“

Sie wurde in ihrem Anmuth beinahe geschwählig und war in vollem Redefluß, als ihre Mutter, von der Westtunde zurückkehrend, mit abgspanntem Gesicht und einem großen Zungen auf dem Arm ins Zimmer trat.

„Da, nimm ihn, Jenny“, sagte sie; „aber binde Dir erst die Schürze ab, sonst stolperst Du doch darüber oder beschmutzt ihm gar damit sein reines Röckchen. Ach, bin ich müde! Wer ist das hier?“ auf Murdoch deutend.

„'s ist der junge Murdoch“, sagte Jenny, indem sie ihre Schürze ablegte und das Kind nahm. „Seh' Dich nur hin, Mutter; Du brauchst feinetwegen keine Umstände zu machen. Er ist selbst 'n Arbeiter.“

Als Murdoch aufbrach, begleiteten ihn Beide bis zur Thür.

„Kommen Sie wieder 'mal her, wenn mein Mann hler ist“, sagte Frau Briarley. Vielleicht könnten Sie 'hn wenigstens 'mal einen Abend zu Hause halten, und das wär' doch immer etwas.“

Auf dem halben Wege traf Murdoch Saworth in seiner Kalesche; dieser ließ den Wagen halten, als er Murdoch gewahr wurde. „Wo seid Ihr gewesen?“ fragte Saworth in der nachlässigen Redeweise, die ihm zuweilen eigen war.

„Bei Briarley's; ich hab' ein wenig mit der Kleinen geschwätzt.“

„Ihr seid 'n seltsamer Kauz“, sagte er. „Ich versteh' Euch auch erst halb. Wenn Ihr nicht sonst so geschickt wär't, möcht ich glauben, 's ist bei Euch nicht ganz richtig.“

„Ich sehe nicht ein, weshalb“, entgegnete Murdoch, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. „Das Kind interessirt mich. Sie müssen bedenken, ich bin nicht aus Lancashire und ihre Art ist mir daher neu.“

„Steigen Sie mit ein!“ sagte Saworth und rückte zur Seite, um Murdoch Platz zu machen.

Murdoch stieg ein. Während der Fahrt richtete er ganz plötzlich an Saworth die Frage

„Wer ist Ffrench?“

„Ffrench?“ sagte Saworth. Oh, Ffrench, das ist einer von den großen Herren hier. Der Mann möchtie den Fabrikanten und dabei zugleich

den seinen Herrn spielen. Er hat bei seinen Ideen sein Geld zugelegt, bis er sich endlich genöthigt sah, die Hörner 'n bischen einzuziehen. Er hat niemals viel in Broxton gelebt, obgleich er hier 'n recht schönes Haus besitzt. Auf'm Kontinent, da fühlt er sich wohl, aber er wird seiner Zeit schon wieder zurückkommen, wenn's mit dem Gelde zu Ende geht. Hier wohnt er."

Während er dies sprach, fuhren sie hart an einem von Bäumen rings eingeschlossenen Hause vorüber; trotz des hellen Sonnenscheins sah es öde und einsam aus.

### Siebentes Kapitel.

Die Schenke „WHO'D HA'  
THOWT IT?“

„Man sollt's kaum glauben,“ sagte Frau Briarley im Gespräch über ihren Besucher zu ihren Nachbarinnen, „man sollt's kaum glauben, daß er 'n Arbeiter ist. Ich hätt' gemeint, er gehörr' hinter'n Vabentisch etwa in'n Tuchladen oder sonst 'nen seines Geschäft. Er würd' 'nen schmucken jungen Menschen abgeben in 'nem hübschen Tuchrod und mit blauer Halsbinde. Aber's scheint, er denkt nicht hoch genug von sich selbst. Er kommt zu uns ins Haus und setzt sich dahin und läßt sich von der Jenny 'was vorchmoken und erzählt ihr Geschichten aus Büchern, so einfach, als wenn das nichts wäre, was nicht jeder andere junge Mensch auch thun könnte. Aber das ist seine schwache Seite; er weiß nicht genug aus sich selbst zu machen.“

Von Frau Briarley hörte Murdoch zahllose Geschichten über Haworth, die diesen in einem sehr bedenklichen Lichte erscheinen ließen.

„'s glebt nicht viel solche Leute wie Haworth, nicht viele,“ sagte die gute Frau. „Der scheert sich nicht um Mensch noch Teufel. Wenn man hört, was der da oben in seinem großen Hause für'n Leben führt, da könnten 'nem anständigen Menschen die Haare zu Berge stehen. Eh' er das Haus baute, ging er gewöhnlich nach London oder nach Manchester, wenn er sich mal 'nen lustigen Tag machen wollte, aber jetzt macht er 'hn sich hier, und dann wird da oben getrunken und gepraßt und 'n Aufwand getrieben, und Leute sind da, die sich vor sich selbst schämen sollten. Ich wund're mich nur, daß er sich nicht fürchtet, allein in seinem Hause zu bleiben, wenn die wieder fort sind.“

Indessen war aus dem einen oder dem andern Grunde das Haus während der ersten sechs Monate der Bekanntschaft Murdochs mit seinem Eigentümer ruhig genug. Haworth gab sich ganz und gar der Leitung seiner Fabrik hin. Er brachte Pläne zur Ausführung, die er schon vorbereitet hatte zu einer Zeit, als er noch nicht die Macht in Händen hatte, und wachte mit scharfem Auge über seine Interessen; die entschwiegensten Faulenzen in der Fabrik sahen sich genöthigt, sich zur Arbeit zu bequemen. Die Rühmheit seiner geschäftlichen Unternehmungen machte ihn bald weit und breit bekannt. Schon nach Verlauf des ersten Halbjahres hatte sich

Haworth's Eisenwerk einen großen Namen gemacht.

Als Murdoch um diese Zeit eines Morgens in die Fabrik kam, fand er sämtliche Arbeiter in der fröhlichsten und ausgelassensten Stimmung. Die Faulenzen und Widerwilligen machten ein Gesicht, als wollten sie sagen: „Mag der Teufel arbeiten, wir habens heut' nicht nöthig.“ Eine Art von Demoralisation schien in der Luft zu liegen.

„Wo ist Haworth?“ fragte er Floyham, welcher die fröhliche Stimmung der Uebrigen nicht zu theilen schien. „Ich habe ihn noch nicht gesehen.“

„Nein, das glaub ich,“ lautete die Antwort; und 's wird auch wohl 'ne Weile dauern, eh' Ihr 'hn zu sehen bekommt. Gestern Abend ist 'ne ganze Gesellschaft aus London angekommen. 's soll 'mal wieder 'n lustiger Tag gemacht werden und 's wird wohl 'ne Weile dauern und bunt hergeben, eh' sie genug haben.“

Früh am nächsten Morgen kam Haworth in größter Eile in seiner Kalesche zur Fabrik und hielt sich kurze Zeit in seinem Geschäftszimmer auf. Ehe er wieder aufbrach, begab er sich in den Maschinenraum und sprach mit Murdoch.

„Brauchen Sie irgend etwas aus meinem Hause — irgend etwas von Büchern, meine ich?“ fragte er mit einem Anflug von rauhem Brabado in seinem Auftreten.

„Nein,“ antwortete Murdoch.

„Nun gut, dann bleiben Sie einmal ein paar Tage fort.“

Während „dieser paar Tage“ befand sich Broxton in einem Zustande der Gährung. Unter allen denen, die nicht ganz standfest waren, begann sich ein starker Hang bemerklich zu machen, den günstigen Augenblick in leichtsinnigster Weise zu benutzen. Wie ihr Herr Meister, so wollten auch sie sich „einen guten Tag machen“, und ihre Frauen, mit dem unvermeidlichen Daby auf dem Arm, kanden vor den Hausthüren umher, ihr unglückliches Schicksal beklagend und mit nicht eben zarten Ausdrücken die neuesten Vorkälle besprechend.

„Nun seh' nur Einer, Alle in Sammet und Seidel!“ sagten sie; „und Schminke und Federn! Die unverschämten Dinger! 's ist nur zu verwundern, daß sie sich nicht schämen, ihre Gesichter zu zeigen! Ketter Meister, dieser Haworth, um Leute unter sich zu haben!“

Eines Abends ging Murdoch noch in später Stunde aus; unterwegs traf er Jenny, die, in ihr großes Tuch eingehüllt, schnellen Schrittes durch die Straße eilte.

„Wo ich hingeh?“ erwiderte sie, in scharfem Ton seine Frage wiederholend. „Wo ich hingeh?“ Nun in die Wirthshäuser geh' ich, um Vatern zu suchen — da geh' ich hin. Seit Tagesanbruch heute Morgen hab' ich ihn nicht gesehen, und er hat die Wohnungsmiethe und 's Geld für die Sterbekasse bei sich.“

„Ich werde Sie begleiten,“ sagte Murdoch. Er ging mit ihr und sie machten nun die

Kunde durch die Wirthshäuser des Städtchens, bis sie endlich zu einer anscheinend recht lustigen Schänke gelangten, auf deren weiß gestrichenem Fenster die zweideutige Inschrift WHO'D HA' THOWT IT? „Wer hält's gedacht?“ zu lesen stand.

Ein müßiger Gesprächslärm, begleitet von dem Ton einer Geige, ließ sich vernehmen und ein starker Geruch von Bier, vermischt mit Tabaksqualm, machte sich bemerklich. Jenny öffnete mit einem plötzlichen Ruck die Thür und trat ein, gefolgt von ihrem Begleiter.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

— **Ein Ball beim Präsidenten Faure.** Präsident Faure veranstaltete dieser Tage im Elyseepalast seinen ersten Ball. Am Eingang des ersten Saales empfingen Herr und Frau Faure mit ihrer Tochter Lucie die Gäste. Die Eintretenden grüßen mit einer leichten Verbeugung, der Hausherr und die Hausherrin nicken freundlich. Es ist nur ein Augenblick, denn der Gäste Strom hat Eile und läßt keine Zeit. Im schwarzen Frack, mit der breiten rothen Schärpe und der Goldkette der Ehrenlegion macht der Herr Präsident, wie Friedr. Herrmann in der „Voss. Ztg.“ schreibt, den Eindruck eines gewandten, selbstbewußten Mannes, der an das Kämpfen und Ringen des Lebens gewohnt ist und mit Sicherheit auftritt. Man glaubt herauszufühlen, daß er ein selbstgemachter Mann ist. Carnot gleich einem vornehmen, aber etwas zaghaft aussehenden Beamten, er war auch Beamter (Ingenieur) gewesen, bevor er in die Politik eingetreten. Casimir Perier stellte durchaus den behäbigen, reichen Herrn da, der im Ueberfluß aufgewachsen ist, mehr aus Ehrgeiz arbeitet und nicht gewohnt ist, mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Frau Felix Faure ist eine stattliche Dame. Sie trug ein Kleid aus grünem Satin mit Schmelz gestickt, der auf der Seide fast metallisch glänzte, im Haar ein Diadem mit Diamanten. Fräulein Lucie Faure, die schlank um die zwanzig Jahre herumschwebt, trug ein Rosa-Kleid aus Satin und ein Halstuch (Fichu Marie Antoinette) aus Seiden-Muffelin und mit Spitzen besetzt. Die Aermel, aus Tüll und Spitzen, waren mit blaßvioletten Orchideen besät. Natürlich Puffärmel, die sich ja bei einem Ballkleid besonders gut ausnehmen. Selbstverständlich waren zahlreiche recht glänzende Toiletten vorhanden. Die bevorzugten Farben sind purpur, rosa, blaßviolett, rostgelb, braungelb, alle in den verschiedensten Abstufungen. Viele Stickerei mit Schmelz, kleinen Melzplättchen und Steinen, auch vielfach Blumen am Brust-

theil. Zum Kopfschmuck werden Diademe und ähnliches vorgezogen, auch sonst fehlt es nicht an Geschmeide und Halsketten. Getanzt wurde fleißig in dem unter Carnot erbauten großen Saal. Dabei Gedränge wie ehemals, obgleich die verschiedenen Festräume auf 5000 Personen berechnet sind. Wer die jetzigen Bälle der Präsidentschaft mit jenen unter Grevy vergleicht, wird nicht umhin können, zuzugeben, daß die republikanische Gesellschaft Fortschritte gemacht und bessere Formen angenommen hat, mit einem Worte vornehmer, feiner geworden ist.

— **Ein Auge als Pfand.** In Paris wurde dieser Tage ein älterer Mann Namens Girard vor Hunger bewußtlos aufgefunden und in die nächste Apotheke gebracht. Man setzte dem bedauernswerthen Manne eine warme Suppe vor und bemerkte nun, daß ihm das rechte Auge fehle. Hierüber befragt, erzählte er die folgende Lebensgeschichte: Vor längerer Zeit hatte er durch einen Unfall sein rechtes Auge verloren, das durch ein Glasaug eretzt wurde. Als er nun seit einigen Wochen infolge von Arbeitslosigkeit mit dem Hauszinse in Rückstand kam, mußte er seinem Hausherrn das Glasaug in Pfand geben. Nun konnte er erst nirgends Arbeit finden. — Eine Kollekte, die unter den empörten Zuhörern veranstaltet wurde, setzte den Bedauernswerthen in die Lage, sein Auge wieder einzulösen.

— **Ein in Montreux wohnendes englisches Ehepaar,** so erzählt die „N. Zürch. Ztg.“, fuhr nach St. Gingolph hinüber und wünschte dort einen Führer zur Besteigung des Chaumény anzuwerben. Es wollte aber Niemand dieses Amt übernehmen und die Engländer machten sich allein auf. Sie haben auch die Besteigung ausgeführt, denn am Abend leuchtete ein Freudenfeuer von der Spitze. Da das Paar die Absicht kundgegeben hatte, über Vouvry abzustiegen, bekümmerte man sich in St. Gingolph über sein Ausbleiben nicht, bis Telegramme von Angehörigen der Bergsteiger eintrafen, die sich nach deren Verbleiben erkundigten. Da machte sich eine Anzahl wackerer Berggänger auf und suchte das Ehepaar durch Schnee und Eis. Sie fanden es am behaglichen Feuer einer Alpenhütte. Die Dame bereitete mit kundiger Hand den Thee, ihr Gemahl las in der „Times“. Sie erklärten, hier oben abwarten zu wollen, bis das Wegschmelzen des Schnees ein bequemes Niedersteigen ermöglige.

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann  
in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaary  
in Elbing.